

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 215. Bromberg, den 9. November 1926.

Unser neuer Roman: „Der Pojaz".

In der nächsten Ausgabe des „Hausfreundes" beginnen wir mit dem Abdruck eines in jüdischen Kreisen Ostgaliziens spielenden Meisterromans von Karl Emil Franzos „Der Pojaz", dessen Nachdrucksrecht wir von der J. G. Cottaschen Verlagsbuchhandlung mit gütiger Zustimmung der Witwe des Autors erworben haben.

Karl Emil Franzos

stellt diesem Buch das nachstehende autobiographische Vorwort voran:

„Bilde, Künstler, rede nicht!" Jedes Dichtwerk soll sich selbst erläutern. Bedarf es erst einer Erklärung, so taugt es nichts. Zudem nützt alles Erklären nichts. Ist das Werk lebensfähig, so lebt es durch die eigene Kraft; ist es als Krüppel zur Welt gekommen, so nützt ihm das Mäntelchen eines Vorworts nichts. Im Gegenteil, das Mäntelchen schadet nur. Ungeduldig zerrt der Leser an dem Gewande: „Laßt mich doch selbst sehen, wie das Kind gewachsen ist!"

Dies Vorwort also soll meinen Roman weder erläutern, noch verteidigen. Es soll nur einige äußere Umstände anführen und daneben einiges sagen, was ich schon lange auf dem Herzen habe und am besten bei dieser Gelegenheit vorbringen kann.

Ich bin am 25. Oktober 1848 auf russischem Boden geboren, im Gouvernement Podolien, in einem Forsthause dicht an der österreichischen Grenze. Ich glaube nicht, daß man je die Absicht hegen wird, an diesem Hause eine Gedenktafel anzubringen; sollte aber einst irgend ein Freund meiner Schriften auf diesen Gedanken kommen, so wird er ihn nicht verwirklichen können. Das Haus steht nicht mehr; über die Stelle, wo ich zur Welt gekommen bin und die ersten Wochen meines Lebens verbracht habe, geht heute der Pflug; der gerodete Wald ist Ackerland geworden. Vor 45 Jahren wohnte dort ein wackerer deutscher Förster aus Westfalen, der meinem Vater treu anhing, weil er ihn in schwerer Krankheit am Leben erhalten hatte. Den Dank dafür trug der Mann nun ab, indem er die Familie seines Lebensretters treulich aufnahm. Denn der Spätherbst 1848 war eine böse Zeit in Ostgalizien; die Polen erhoben sich und gingen damit um, den vereinzelten Deutschen im Lande dasselbe Los zu bereiten, wie es ihre Posener Landsleute den Preußen ein halbes Jahr vorher zugefügt oder doch zuzufügen versucht. Zu den Bedrohten gehörte auch mein Vater, denn erstlich stand er als Bezirksarzt in kaiserlich königlichen Diensten, und zweitens hatte er sich immer als eifriger Deutscher betätigt. Jeden Tag regnete es Drohbriefe; auf dem flachen Lande war bereits der Aufruhr offen erklärt; im Städtchen erwartete man stets den Überfall. Man riet meinen Vater zu flüchten; er war nicht der Mann, seinen Posten zu verlassen. So schickte er denn nur meine Mutter, die mich eben unter dem Herzen trug, und meine älteren Geschwister über die Grenze in jenes Forsthaus. Dort also bin ich, wie gesagt, zur Welt gekommen, vorzeitig; meine arme Mutter war ja in tödlicher Angst und Sorge um den Gatten. Die Gefahr ging gnädig an ihm vorüber; schon im November war der Aufstand der Polen zu Ende, und sie konnte heimkehren. Man sieht, ich bin deshalb in Rußland zur Welt gekommen, weil mein Vater sich als Deutscher fühlte und danach handelte.

Auch bei meiner Erziehung. Das deutsche Nationalgefühl, das mich erfüllt, das ich auch mein Leben lang betätigt habe, ist mir von Kindheit auf eingeprägt worden. Ich war noch nicht drei Käse hoch, als mir mein Vater bereits sagte: „Du bist deiner Nationalität nach kein Pole, kein Ruthener, kein Jude — du bist ein Deutscher." Aber ebensooft hat er mir schon damals gesagt: „Deinem Glauben nach bist du ein Jude." Mein Vater erzog mich, wie mein Großvater ihn erzogen, in denselben Anschauungen, sogar zu demselben Endzweck, ich sollte meine Heimat nicht in Galizien finden, sondern im Westen. Und auch die Gründe, die meinen Vater dazu bewogen, waren dieselben.

Ich besuchte die einzige Schule des Städtchens, die im Kloster der Dominikaner; dort lernte ich Polnisch und Latein. Im Deutschen unterrichtete mich mein Vater selbst. Für das Hebräische hatte ich einen besonderen Lehrer. Dieser Mann war zugleich der einzige meiner Czortkower Glaubensgenossen, mit dem ich bis in mein zehntes Jahr in nähere Berührung kam. Meine Mitschüler, meine Spielgefährten waren Christen. Ich betrat selten ein jüdisches Haus, nie die Synagoge. Religiöse Bräuche sowie die Speisegesetze wurden im elterlichen Hause nicht gehalten. Ich wuchs wie auf einer Insel auf. Von meinen Mitschülern schied n mich Glaube und Sprache, und genau dasselbe schied mich von den jüdischen Knaben. Ich war ein Jude, aber von anderer Art als sie, und ihre Sprache war mir nicht ganz verständlich.

In diesen Eindrücken meiner Kindheit wurzelt vielleicht das Beste, was ich habe: die Fähigkeit des Beobachtens. Ich war von allen anderen geschieden, ein anderer als sie. Aber was ich nun war, wußte ich ganz genau, dafür hatte mein Vater gesorgt. Ich war ein Deutscher und ein Jude zugleich. Von beiden hörte ich nur das Beste und Edelste, was mich zur Treue, ja zur Begeisterung entflammen konnte. Bewarf mich zuweilen ein Judenknabe mit Kot und schimpfte mich einen Abtrünnigen, so wurde mir gesagt: „Er ist deshalb doch dein Bruder, grolle ihm nicht! Er weiß nicht, was er tut." Freilich durfte ich den Bruder nicht näher kennen lernen, aber dazu hatte ich auch geringe Lust, und bescheidene Annäherungsversuche, die ich machte, fielen übel aus: die kleinen Kaftanträger prügelten und verhöhnten mich. Begegnete ich aber nur einem von ihnen, so lief er mir davon. Das mißfiel mir beides, stimmte mir auch nicht zu der Geschichte der Makkabäer, die mir mein Vater so begeistert zu erzählen pflegte.

So standen die Dinge in meiner Knabenzeit in Czortkow. Ich hatte viel Begeisterung für das Judentum, aber einen sehr dürftigen Einblick in das reale Leben der Juden um mich her.

Einen tieferen Einblick gewann ich erst in Czernowitz, wo ich das Gymnasium besuchte, allmählich und stückweise, von Jahr zu Jahr mehr. Nun, wo mein Vater nicht mehr war — ich habe ihn bereits 1858 verloren —, begriff ich erst recht, unter welchen Kämpfen sein Leben vergangen, in welchen Anschauungen er mich erziehen gewollt. Wie es ohne jenen festen Grund, den er gelegt, ohne jene Begeisterung, die er in mir entflammt, mit mir gekommen wäre, könnte ich mit Bestimmtheit nicht sagen, denn vielleicht hätten mich zwei Grundzüge meines Wesens, die auch ich mir nachsagen darf, weil sie niemand übersehen kann, der meine Schriften oder mich kennt — vielleicht hätten, sage ich, mein Pflichtgefühl und mein Gerechtigkeitssinn mich annähernd denselben Weg einschlagen lassen, den ich gegangen bin. Aber gut war es doch, daß mein Vater jenen Grund legte. Denn je näher ich das national-orthodoxe Judentum kennen lernte, desto mehr fühlte ich mich durch seine Auswüchse im tiefsten Herzen verwundet

und fremdartig berührt. Auch entging mir zwar das Poetische an vielen seiner Formen nicht, aber ihren Zauber können sie doch nur auf einen voll üben, dem sie zugleich ein Stück Kindheitserinnerung bedeuten. Dies war bei mir nicht der Fall.

Es war ganz ausgeschlossen, daß ich, meines Vaters Sohn und frühzeitig auch durch das Leben zum vollen Pflichtgefühl erzogen, jemals daran denken konnte, meinen Glauben zu wechseln. Aber ebensowenig dachte ich daran, daß das Judentum in meinem Leben eine bestimmende Rolle spielen, daß ich jemals innerhalb der engeren Genossenschaft meiner Glaubensbrüder bestimmte Ideen zur Anschauung bringen sollte. Ich wollte Jude bleiben, auch hier meine Pflicht tun, das war alles. Und vollends fiel mir damals nicht bei, daß in mir ein Erzähler, ein Kulturschilderer des Ghettolebens stecken könnte. Mir schwebte ein anderes Ziel vor Augen, ich wollte klassische Philologie studieren und Professor werden.

Das Ziel schien gar nicht zu verfehlen; ich war fleißig, hatte Neigung für das Fach, hatte schon als Schüler eine Arbeit geleistet, welche die Aufmerksamkeit auf mich lenkte; eine Übersetzung, in die Sprache Theokrits (den dorischen Dialekt). Freilich war ich sehr arm, aber die Regierung gab mir ja gewiß ein Stipendium. Auch der Landeschef der Bukowina, ein wohlwollender Mann, war dieser Ansicht und unterstützte mein Gesuch auf das wärmste.

Die Entscheidung ließ lange auf sich warten. Endlich wurde ich eines Tages zum Landeschef berufen. Der gute Mann war in sichtlicher Verlegenheit.

„Ihre Eignung steht außer Zweifel, aber —“

Der Gedankenstrich bedeutete das Taufbecken. Einem Juden wurde das Stipendium nicht gegeben, es hatte auch keinen rechten Sinn, denn ich wollte ja eine Universitätsprofessur erreichen, und die war ja den Juden unmöglich. Es war im Sommer 1867, vor der liberalen Ära.

Mit meiner religiösen Überzeugung Handel treiben, das ging natürlich nicht. Auf das Stipendium mußte ich also verzichten. Und damit auch auf die klassische Philologie. Ein armer Junge wie ich, der Mutter und Schwestern zu versorgen hatte, durfte keinen Beruf wählen, der keine Aussicht auf Versorgung hat.

Ich beschloß also, Jura zu studieren, und tat's.

Das schreibt sich leicht hin, aber wieviel Schmerz, wieviel schlaflose Nächte zwischen jeder dieser Zeilen stehen, weiß nur, wer selbst je in ähnlicher Lage war. Indes — dies Selbstverständliche würde ich nicht erwähnen, wenn es nicht zur Sache gehörte. Mein Judentum hatte mir bisher weder Vorteil, noch Schaden gebracht. Nun brachte es mir Schaden, den schwersten, den ein Mensch erleiden kann, legte mir ein furchtbares Opfer auf: den Verzicht auf den Beruf, für den ich mich selbst bestimmt, von dem damals ich und andere meinten, daß er am besten für mich tauge.

Derlei wirkt auf den Menschen verschieden, je nach seiner Anlage. Der eine kann das Opfer nicht bringen, ihm scheint der Glaubenswechsel das leichterer Opfer. Der andere verzichtet zwar, beginnt aber innerlich sein Judentum als ein Unglück zu empfinden und zu — hassen. Den dritten aber beginnt sein Glaube eben deshalb näher anzugehen, wärmer zu interessieren, weil er ihm ein solches Opfer hat bringen müssen.

Dies letzte war bei mir der Fall. Ich wurde kein Frommer im Lande, aber mein Interesse für das Judentum, das Gefühl meiner Zusammengehörigkeit mit den armen Kaftanjuden in der Czernowitzer „Wassergasse“ wurde ungleich stärker als bisher.

Es ging mit der Juristrei besser, als ich gedacht; ich begann, mich mit dem Studium zu befreunden. Da kam mir um meines Judentums willen ein neuer, großer Schmerz.

Eine Liebesgeschichte. Ich war kaum 21 Jahre alt. Aber es traf mich doch recht hart, als mir das Mädchen sagte: „Mir bricht das Herz, aber Sie sind ein Jude . . .“

Das Herz brach ihr übrigens nicht. Aber auch mir nicht. Weh freilich tat es mir, recht weh. Und in dieser Stimmung schrieb ich meine erste Novelle, „Das Christusbild“, das die Liebe eines Juden und einer Christin schildert, und wie das Vorurteil des Weibes stärker ist als seine Liebe. Freilich bereut sie, aber die Reue kommt zu spät.

Ich schrieb die Geschichte binnen drei Tagen, im halben Fieber. Unwillkürlich, ohne nachzusinnen, verlegte ich den Schauplatz in mein heimatliches Czortkow und ließ auch sonst Jugenderinnerungen hineinspielen.

An den Druck dachte ich nicht. Ein Zufall bestimmte mich, das Manuskript ein halbes Jahr später an die damals verbreitetste deutsche Revue zu senden, die „Westermannschen Monatshefe“. Die Redaktion nahm es sofort an und verlangte eine neue Arbeit aus „diesem interessanten Stoffkreise“.

Ich war darüber ebenso erfreut wie erstaunt; daß der Stoffkreis „interessant“ sei, daran hatte ich nicht gedacht. Aber ebensowenig daran, dieser ersten Novelle eine weitere folgen zu lassen. Ich wollte ja Jurist werden.

Nun fing ich aber doch an, über den „interessanten Stoffkreis“ zu grübeln. Die Gestalten der Heimat wurden wieder lebendig. Ich hatte sie einst, als sie leibhaftig vor mir gestanden, sehr nüchternen Blutes angesehen. Nun aber verklärte sie ein Zauber, der Zauber der Ferne. Ich studierte an der Universität Graz, war der einzige Jude an der Hochschule, ja in der Stadt, sah das ganze Jahr lang keinen Juden. Und während ich so grübelte, war eine zweite Novelle fertig: „Der Shylock von Barnow.“

Nun folgte eine lange Pause. Ich geriet, weil ich während des deutsch-französischen Krieges in einer Kommersrede meiner Sympathie für die Deutschen kräftigeren Ausdruck gab, als der neutralen österreichischen Regierung recht schien, in einen politischen Prozeß, dann nahm mich der Abschluß meiner Studien in Anspruch. Als ich fertig war, da fühlte ich, daß ich zum Advokaten nicht taugte, nur der Richterberuf zog mich an.

Aber ich war ein Jude —

Man errät leicht, daß auch dieser Gedankenstrich ein Taufbecken bedeutet. Aber wenn ich schon als Jüngling nicht geschwankt, so noch weniger als Mann.

Aber leben mußte ich ja, und so wurde ich Journalist, schrieb politische Artikel und schnitt mit der Schere die schönsten „Vermischten Notizen“ zusammen.

In meinen Freistunden aber schrieb ich Novellen. Bald solche aus dem jüdischen Leben, bald solche aus dem deutschen Leben. Es war derselbe Drang, der mich zu beiden führte: ein künstlerischer Drang. Ich wollte darstellen, was ich empfand, dachte, erfand. Aber nicht ins Blaue hinein. Ich konnte nur ein Leben schildern, das ich gesehen. Und so spielen meine ersten Novellen entweder in Graz oder in Czortkow, dem „Barnow“ meiner Novellen.

Es ist nicht meines Amtes, darüber zu sprechen, was meinen Büchern zu ihrem Erfolge verholfen hat. Nur eins darf ich darüber bemerken, ohne den guten Geschmack zu verletzen: es waren Bücher, die nicht bloß den Juden, sondern auch den Christen aller Länder gleich verständlich waren.

Nun aber glaubte ich, meiner eigenen künstlerischen Entwicklung etwas anderes, etwas Neues schuldig zu sein: einen Roman aus dem östlichen Ghetto.

Dieser Roman liegt hier vor. Der Plan zu ihm ist sehr alt, über zwanzig Jahre. Aber ich zögerte immer wieder, ihn auszuführen. Ich fühlte mich aus verschiedenen Gründen noch nicht reif dazu. Endlich glaubte ich nicht länger zögern zu sollen.

Warum ich solange zögerte?

Erstlich deshalb, weil es sich um einen Roman handelt, während ich bisher aus diesem Stoffkreis nur Novellen geschrieben. Das ist aber nicht bloß bezüglich des äußeren Umfanges, sondern auch bezüglich des innern Wesens der Arbeit ein Unterschied. Die Novelle schildert einen eng begrenzten, und zwar nicht bloß an Raum, sondern auch durch das Problem begrenzten Ausschnitt aus einem bestimmten Leben; der Roman aber soll, sofern er diesen Namen verdient, ein Spiegelbild dieses gesamten bestimmten Lebens sein. Wer einen Ausschnitt schildert, braucht nur diesen zu kennen, zu einem Gesamtbild gehört Beherrschung des gesamten zu schildernden Lebens in seinen sämtlichen oder doch wichtigsten Beziehungen. Ich zögerte, bis ich mir sagen konnte, daß ich genug vom äußeren und inneren Leben des Judentums wüßte, um an dieses Werk schreiten zu können. Oder mit einem Worte: ich wollte die jüdische Volksseele tiefer als bisher ergründen lernen.

Das also ist der erste Unterschied dieser Arbeit von meinen bisherigen. Ein zweiter betrifft die Tonart dieses Werkes.

Ich möchte mich als Künstler nicht selbst analysieren. Das ist Sache der Kritiker, die ja auch ihre Arbeit eifrig genug verrichten und noch ferner tun werden, einige vivisezieren mich sogar. Ich will daher nicht eingehend erörtern, daß und warum die Tonart meiner früheren Schriften sich zwischen Tragik und Komik bewegte. Dieser Roman schlägt eine andere Tonart an: die humoristische. Warum erst dieses Werk? Nun, vielleicht muß man älter geworden sein, mehr erfahren und mehr gelitten haben, um das „Lächeln unter Tränen“ zu erlernen. . . . Aber auch nach anderer Richtung, nicht bloß der subjektiven meiner Darstellung, sondern auch der objektiven des Inhaltes, darf ich diesen Roman einen humoristischen nennen. Er sucht dem Leser die Fülle jenes eigentümlichen Witzes und Humors nahe zu bringen, der im Ghetto des Ostens zu finden ist, und darf darum keine der Formen vermeiden, in denen sich dieser Witz bewegt, also auch die Formen des Wortspiels nicht.

Und nun ein dritter, vielleicht der größte Unterschied: die Tendenz.

Ich glaube, auch in meinen ersten Schriften meine Pflicht gegen meine Stammesgenossen erfüllt, nicht gegen,

sondern für sie, nicht zu ihrem Schaden, sondern zu ihrem Heil gewirkt zu haben. In dieser Zuversicht haben mich auch meine chassidischen Schmäher und Angreifer nicht wankend gemacht. Als ich zuerst das Wort ergriff, da gab mir ein Jude dieser Richtung, ein Mann namens Dr. Lippe in Jassy, den Rat, mich baldigst taufen zu lassen, denn das Judentum hätte für einen Mann meiner Gesinnungen keinen Platz. In milderer Form ist dasselbe oft genug von jüdischer Seite über mich geäußert worden. Ich habe es lächelnd ertragen, weil ich mir sagte: „Dies ist der beste Beweis, daß du deine Pflicht getan hast. Wärest du so töricht, so ungerecht, so feig gewesen, deine Waffen nur gegen die äußeren Feinde des Judentums zu kehren und nicht gegen die inneren Gegner einer gesunden Entwickelung, so wären diese Herren mit dir zufrieden gewesen, aber sonst niemand anders und am wenigsten dein eigenes Gewissen." Und auf diesem Standpunkt blieb ich stehen.

Freilich, ein Gesamtbild läßt sich dem Leser ungleich schwerer verständlich machen, als ein Ausschnitt. Aber ich habe mich gemüht, meinen Roman so zu schreiben, daß er von jedem Leser, gleichviel welchen Bekenntnisses, auch wenn er nie einen Juden des Ostens selbst gesehen hat, verstanden werden kann.

•

Dem Vorwort des Verfassers, das im Juli 1893 diktiert wurde, folgt ein Nachwort seiner Gattin Ottilie Franzos. Es hat folgenden Wortlaut:

Karl Emil Franzos ist am 28. Januar 1904 aus dem Leben geschieden, ohne den „Pojaz" veröffentlicht zu haben. Was ihn bewogen hat, dieses Werk — wohl sein bestes und reifstes — mit dem er sich durch Jahrzehnte beschäftigt und das er im Jahre 1893, im Alter von 45 Jahren, auf der Höhe seiner Schaffenskraft vollendet hat, so lange zurückzuhalten, soll hier nicht erörtert werden. Nur so viel sei gesagt, zweierlei hatte kein Teil an dieser Zögerung: er hielt sein Werk keiner Änderung mehr bedürftig und hat auch tatsächlich seit dem Jahre 1893 nichts mehr hinzu und nichts hinweggetan, und er scheute nicht den Kampf mit den dunklen Mächten, die dies Buch vielleicht wieder gegen ihn aufgewühlt hätte. Denn bis zu seinem letzten Atemzuge blieb er ein Streiter für Recht und Licht.

Über sein Leben und seine Vorfahren hat Franzos in der „Geschichte des Erstlingswerkes" (1894), worin er autobiographische Aufsätze von neunzehn deutschen Schriftstellern über ihre dichterischen Anfänge vereinigt, in seinem Aufsatz: „Die Juden von Barnow" ausführliche, obiges Vorwort ergänzende Mitteilungen gemacht.

Thadäus Rejtan — der polnische Cato.

Aus den Denkwürdigkeiten des Pan Severin Soplica.

(Fortsetzung.)

Zum Befehlshaber des Nowogrodeker Detachements ernannt, zeigte Rejtan in allen Gefechten eine unerschütterliche Ausdauer und einen vor nichts zurückschreckenden Mut. Bei Kleck sah er, wie ich schon erzählte, den Pan Alexander Odyniec verwundet unter dem Pferde liegen. Er kannte seine außerordentliche Begabtheit und brachte, ihn zu retten, sich zum Opfer, indem er ihm sein eigenes Pferd gab und selbst gefangen wurde. Als wahrer Märtyrer brachte er zwei Jahre in der Gefangenschaft zu und verließ sie erst, als Rußland, jeden Widerstand brechend, Stanislaus auf den Thron erhob. Nach Auflösung der Nieświeżer Konföderation wurde zeitweilig allen Ruhe gegeben, man legte die Farben der Mäßigung an. Der Fürst Karl Radziwill allein mußte das Bad ausschütten. Aller seiner Würden entsetzt, seines ganzen Vermögens durch die Konfiskation seiner Güter beraubt, als Flüchtling in der Fremde herumirrend, konnte er einzig und allein von dem ihm zugesandten Ertrage der blutigen Arbeit seiner Litauer Freunde sein Leben fristen. Wie das gewöhnlich bei uns der Fall ist, nach dem Aufflackern eines großen Feuereifers trat Gleichgültigkeit für die öffentlichen Dinge ein, gleichsam verbrämt mit der feinen Maxime, daß man sich dem Willen Gottes fügen, somit zu fühlen aufhören müsse. Man begann sich an die aufgedrungene Regierung zu gewöhnen und nur an sich allein zu denken. Pan Thadäus aber gehörte zu der kleinen Zahl derer, die keinen Augenblick die der Republik zugefügte Schmach vergaßen. Er zog sich von allem zurück, verweigerte den ihm im Namen des Königs angebotenen Sitz im permanenten Rate und wollte selbst an den Provinziallandtagen keinen Anteil nehmen. Er lebte in Hruschow und unterhielt sich in der ersten Zeit mit den Gästen; aber die Unterhaltungen, mit denen man seine düsteren Gedanken zerstreuen wollte, widerten ihn so an, daß er später seine Einsamkeit nur insoweit unterbrach, als die Pflichten der Gastfreundschaft es gebieterisch erheischten. Er wiederholte immer seinen Brüdern: „Ich soll mich unterhalten, während unser Führer in der Verbannung lebt?" — Bald zog er sich auch von ihnen zurück. Aber er war noch nicht an der Grenze seiner Unfälle angelangt. Rußland, dem mehr noch an unserer Demütigung als an unserm Länderbesitz gelegen, ruhte nicht lange. Schon hatte es einen Teil des Volkes verunehrt, es mußte noch unsere Edelsten mit Schmach bedecken, es mußte unsere tugendhaften Männer in ein Gewebe von Missetaten verstricken. Sie mit trügerischen Verheißungen täuschend, stachelte es sie auf, eine Konföderation zu bilden, denselben Stanislaus vom Throne zu stürzen, den es mit Mißachtung der ganzen Nation mit Übermacht auf den Thron gesetzt hatte. Als nun auf Rußlands Antrieb die Radomer Konföderation sich gebildet, wollte es an die Spitze derselben als Marschall den in der Fremde herumirrenden Fürsten Radziwill setzen, jenen Mann, der wegen seiner unbeugsamen Anhänglichkeit an die Landesfreiheiten und wegen seines unauslöschlichen Hasses für die Russen von ihnen immer verfolgt wurde. Die Landesverweisung wurde aufgehoben; man gab ihm die ungerechterweise abgenommenen Güter, Ämter und Würden zurück und machte ihn sozusagen zum Häuptling der Nation, vertraute ihm sogar die Anführung der russischen Truppen. Die Konföderation verwandelte sich in einen Reichstag, alles nahm die Gestalt an, als ob die Stimme des Gewissens bei unseren Feinden laut geworden und sie uns Gerechtigkeit widerfahren lassen wollten. Wem ist's jetzt ein Geheimnis, womit diese trügerischen Hoffnungen endeten? Das Entführen dreier Senatoren und eines Landboten nach Sibirien gab der Welt die Grundsätze der russischen Regierung zu erkennen, wie sie das Völkerrecht begreift und worin in der Tat die sogenannte Bildung dieses Reiches besteht. Aber alle diese schmachvollen Unbilden weckten endlich das polnische Volk aus seiner Lethargie. In vielen Wojewodschaften griff man zu den Waffen, die Konföderation von Bar erhob ihr Schild.

Pan Thadäus befand sich damals in Beresdow, wo er ungestörter als in Hruschow der Einsamkeit sich hingeben konnte. Seine einzige Zerstreuung war dort die Jagd in der gebirgigen Wildnis. Kaum aber erreichte ihn die Kunde von dem Aufschwunge des Volkes, als er unter den ersten Aufständischen sein wollte. Er knüpfte Verbindungen mit den Nachbarn an, bestrebte sich die glimmende Vaterlandsliebe anzufachen und in den weißrussischen Wäldern einen wütenden Krieg zu entzünden. Er konnte aber jedem der dortigen Bewohnern nicht seinen Geist einhauchen. Dem größten Teile lag das Wohl der Volkssache wirklich am Herzen, aber er wünschte einen festeren Anhalt zu haben, während der andere Teil den Russen wohlwollte. Alle Mittel ausbeutend, bewaffnete er einige hundert Mann, wenn auch die meisten aus den eigenen Gütern. Was die nächsten Grundherren betrifft, so gaben ihm einige ihr Wort und vereinigten sich auch anfangs mit ihm. Als aber die Russen einem das Dorf mit dem Hofe verbrannten, erkaltete gleich die Vaterlandsliebe bei allen, so daß kaum dreißig Schlachtschitzen bei ihm aushielten. Er hielt sich jedoch in Wald und Heide; als aber die Russen mit ihren Jägern eine förmliche Treibjagd organisierten und sich gar solche fanden, die ihnen die Wege zeigten, um durch diesen Dienst sich der Zarin zu empfehlen, und das Andenken der früheren Beweise des Mißvergnügens zu verwischen, nahm die Sache für Thadäus Rejtan eine ungünstige Wendung. Er wirkte indessen soviel er vermochte. Mit Tränen bat er die Seinigen, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen und den polnischen Namen nicht zu verunglimpfen. „Im Walde gilt einer für zehn", sagte er ihnen, „sie kennen ja nicht unsere Zahl!" — „Jawohl kennen sie sie", erwiderte man ihm, „wir wissen freilich ihre Zahl nicht, aber uns haben sie alle gezählt, jeder von uns hat ihnen ein Denkzeichen gegeben." — Pan Thadäus fühlte sich so gepeinigt, als ob er lebende Schlangen im Leibe hätte. „Erlaubt", sagte er, „daß ich die Stärke des Feindes beurteile, vielleicht ist's nur ein Häufchen, das uns schreckt und ihr habt keinen Grund, bestürzt zu sein. Zerstreut euch nur, bis ich mich selbst überzeuge." — Da er ein geschickter Kletterer war, erstieg er, sich auf niemanden verlassend, mit der Behendigkeit eines Bienenzüchters eine ungeheure Fichte. In der Tat war die Zahl der Russen, wie er uns später oft wiederholte, durchaus nicht so groß, um ihnen nicht Widerstand leisten zu können. Aber die unflätigen Schlachtschitzen zerstoben, während er oben war, nach allen Seiten, da er nicht da war, ihnen ihre Pflicht einzubelsern. Die Waldheger allein warteten, um die Russen von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Aber auch diese nahmen endlich Reißaus, da sie sich von den anderen ver-

lassen sahen. So standen denn die Russen in der nächsten Nähe und Pan Thadäus hoch oben auf der Fichte. Es war ein besonderes Glück, daß sie ihn nicht bemerkten, sie hätten ihn wie einen Auerhahn heruntergeschossen. In später Nacht erst kletterte er vom Baume. Nach Beresdow konnte er sich nicht wenden; dort hausten schon Gäste, die ihm das Haus ganz ausraubten und dann anzündeten, so daß die Magazine, Scheuern und alle noch zu Lebzeiten des Vaters durch zwanzig Jahre erbauten Wirtschaftsgebäude in einer Stunde sich in Asche verwandelten. Einem im Walde herumirrenden wilden Tiere gleich, schlich er nach Hruschow. Gott, der ihn für höhere Dinge bewahrte, gestattete nicht, daß er in die Hände der Russen fiel, sie hätten ihn bestimmt zu Tode gemartert.

Ein anderes war es in Hruschow. Jeder Nowogrodeker Grundherr gab ihm so viele Leute, als er vermochte. Er bewaffnete gleich auf eigene Kosten einige hundert Kosaken, meistens aus dem Hofgesinde, und rückte mit seinem alten Freunde Alexander Odyniec ins Feld. Er nahm teil an dem unglücklichen Treffen zu Stolowicze, wo der Hetmann Oginski durch den Verrat des Pan Gielgud geschlagen wurde. Eine Kartätsche zerschmetterte den Kopf des Odyniec, so daß das Gehirn auf Thadäus spritzte. Dieser Tod war für ihn eine wahre Kreuztragung, denn er betrachtete ihn, und nicht mit Unrecht, als eine große Niederlage fürs Land. Pan Thadäus kämpfte noch in vielen Treffen, bis zur Auflösung der Barer Konföderation. Das Verbrechen und die Gewalt trugen den Sieg davon über den Nationalhaß und das Recht.

(Schluß folgt.)

Die Taxusperlen glühen.

Von Dr. Johannes Kleinpaul-Leipzig.

„Alte Bäume pflanzt man nicht mehr um."

Auch in Frankfurt am Main weiß man das, und dennoch . . . Ein Menschenalter ist das jetzt wohl her, da wurde dort ein neuer Botanischer Garten angelegt und aus dem alten dessen Hauptstück dahin verpflanzt: eine vielhundertjährige Eibe. Ein Ereignis an sich stiller Art, das aber laut von sich reden machte: ein äußerstes Wagnis und allerschwierigstes Beginnen. Mitsamt dem ganzen gewaltigen Erdklumpen, in dem er wurzelte, wurde der haushohe Baum ausgehoben, behutsam umgelegt und eine weite Strecke gefahren, und dann wieder genau so aufgerichtet, wie er vordem seit unberechenbarer Zeit in Sonne, Wind und Wetter stand. Und, schier ein Wunder: kein Ast wurde dabei gebrochen, fast kein Zweiglein geknickt. Als habe die Alte überhaupt nichts von alledem gemerkt, prunkt sie weiter Jahr für Jahr in köstlichem Geschmeide, von tausend und abertausend himbeerroten, funkelnden und leuchtenden, wie aus Wachs geformten Perlen übersäet.

Daß sie alle diese Mühsal so gut überstand, verdankte sie in der Hauptsache sich selbst: ihrem überaus zähen und biegsamen Holze; ihr Vorteil, der zugleich aller anderen Schicksal war. Infolge dieser Eigenschaft wurden in der „guten alten Zeit", die anders, doch nicht besser war als jetzt, aus Eibenholz alle Bogen geschnitzt. So erhielten im Jahre 1532 die Nürnberger Christoph Fürer und Leonhard Stockhammer durch kaiserlichen Erlaß das ausschließliche Recht, in Niederösterreich zu diesem Zwecke Eiben zu schlagen. Sie besorgten das ausgiebigst, da sie nicht sicher waren, wie lange ihnen dieses kostbare Privileg erhalten blieb; 36 650 Bogen führten sie innerhalb zwei Jahren aus. Andere verfuhren ebenso anderswo, mit dem Erfolge, daß schon im Jahre 1560 der Leipziger Eibenbogenhandel ins Stocken geriet und um die Jahrhundertwende kein Eibenwald in deutschen Landen mehr zu finden war.

Anders dermaleinst, als der römische Geschichtsschreiber Julius Cäsar wohl infolge des massenhaften Vorkommens dieses besonders dunklen Nadelholzbuschs Germaniens Wälder düster nannte. Derzeit und lange noch standen sie überall zuhauf: Eibenberg und Eibental, Eibenstein und Eibenstock, Iberg, Ibenhagen, Ibenhain und Ibenhorst künden heute noch davon. Jetzt stehen sie nur noch vereinzelt im wilden Walde; am häufigsten im Erzgebirge, im Harz und im Bayernwalde, in besonders großen Beständen im Bodetale, bei Paterzell in Oberbayern, und im Ziesbusch (Eibenbusch) der Tuchlerheide. Doch wie selten, daß dort überall ein Wandersmann sie erkennt! Nicht anders in den alten Prunkgärten mit ihren Taxushecken — zu Galerien, Lauben, Pavillons und ganzen Sälen frisiert —; kaum einer, der das bewundert, weiß, was er sieht. Und erblickt er um die jetzige Zeit eine Taxus baccata in vollem Schmuck, begegnet er ihr mit stummem Staunen!

Die Eibe ist der Urbaum des deutschen Waldes. Doch nur wenige haben jene Heimsuchung überdauert bis auf unsere Tage. Die berühmteste unter ihnen die auf dem ehemals Peccarinischen Gartengrund in Wien, die Alexander v. Humboldt bewunderte und beschrieb, die mächtigste die zu Kathol. Hennersdorf in der Oberlausitz, elf Meter hoch und fünf Meter dick, rund um den Stamm unter den Zweigen. Wie alt diese, läßt sich nur ahnend mit äußerster Mühe bestimmen, denn nur in den ersten 150 Jahren nimmt der Eibenstamm jährlich um eine Linie — 0,23, 125 Zentimeter — an Dicke zu, dann kaum noch merklich; da hält es schwer, Genaues zu errechnen.

Uralt wird die Eibe; ihr Name bedeutet „ewig". Daher galt sie unseren Ahnen als Lebensbaum und als — Totenbaum. Nicht von ungefähr, daß einige der ältesten ihrer Art — in England auf alten Gottesäckern stehen!

Noch anderes kommt da hinzu: Alles an der Eibe ist giftig, außer ihrer Frucht. Das spürt schon, wem eine ihrer spitzen Nadeln den Finger ritzt. „Wer in ihrem Schatten schlummert, wacht nie wieder auf." Eibensaft trank der Eburonenkönig, um nicht lebendig in die Hände der Römer zu fallen.

Uralt ist auch der Eibe Kult. Der Tempel zu Eleusis wurde von Priesterhand mit immergrünen Eibenzweigen geschmückt, die Furien schwangen beim Tanze Fackeln aus Eibenholz. In der altnordischen Götterstadt Asgard war der Markt mit Eiben rund umstellt.

So alter Glaube, dem sich leicht Aberglaube gesellt. Wer sich vor bösem Zauber bewahren wollte, trug einen Splitter von der Eibe auf dem bloßen Leibe. Auch den roten Beeren schrieb man geheime Kräfte zu: „wenn manches Mägdlein wüßt' . . .! Nur die Krammetsvögel schmausen sie und verbreiten so ihren Samen.

Einsam, düster, unauffällig steht die Eibe im Walde; am besten erkennbar jetzt, wo Busch und Baum sich lichten. Vor allen dem Forstmann lieb:

Und seh' ich dich so mannhaft steh'n,
Dann mein' ich in dich aufzugeh'n,
Und, harter Baum, du selbst zu werden.
Achtlos für alles rings auf Erden.

Bunte Chronik



* **Der Ursprung der Lynchjustiz.** Anläßlich des von der erbitterten Menge gelynchten Mussolini-Attentäters, des 15jährigen Zaniboni, der tragischerweise sogar unschuldig gewesen zu sein scheint, dürften einige Angaben über Ursprung des Namens dieser Art Justiz Interesse finden. Die Lynchjustiz ist so alt, als es Menschen gibt, ist bei den Naturvölkern ursprünglich als die einzig gerechte Art der Strafe in Übung gewesen. Ihren Namen erhielt sie aber erst nach dem Farmer John Lynch aus Virginia, der im 17. Jahrhundert, als der Kampf der weißen Rasse gegen Neger und Rothäute noch Mann gegen Mann ausgefochten werden mußte, zwei Neger, die seine Frau und Tochter vergewaltigt hatten, als weithin sichtbar abschreckendes Beispiel an einem Baum aufknüpfte. Diese Art Justiz, deren Wesentliches es ist, daß die Todesstrafe sofort ohne Verhör in die Tat umgesetzt wird, fand in erschreckendem Maße Anhänger, und man rechnete es sich in den amerikanischen Staaten zur Ehre an, den Täter in flagranti abzurichten, ohne ihn der behördlichen Gerichtsbarkeit zu überantworten. Wie die Guillotine den Erfinder Dr. Guillotine dem „Ruhme" der Nachwelt überliefert, so die Lynchjustiz den Namen des Farmers Lynch, der zur Sühne die beiden Neger an einen Baum geknüpft hat.

*

* **Ein treibender Tanzboden.** Der Lido, der berühmte Strand von Venedig, kommt täglich mehr in Mode und konkurriert augenblicklich stark mit dem modernsten Badeort „Deauville". Man ersinnt dort auch die wunderlichsten Dinge, um den Gästen etwas zu bieten. So ist am Lido heute das Neueste ein großes flaches Boot, welches an zwei Abenden in der Woche in die See hinausgefahren wird; das Boot ist nichts als ein treibender Tanzboden. Sobald man weit genug vom Strand entfernt ist, beginnt der Tanz nach den Weisen eines Neger-Orchesters, welches hierfür besonders engagiert ist. Ist der Tanz auf der See beendet, dann findet noch ein Souper mit Champagner statt, und dann erst wird der Tanzboden wieder an den Strand zurückgeschleppt.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.